

Hauptmann Eggebrecht.

Roman von Clara Finke.

(Fortsetzung.)

„Ach du lieber Himmel, was habe ich da gemacht! Das ist ja das Bild aus Friedrichroda. Das sollten Sie ja gar nicht sehen, Fräulein Evchen.“

„Warum nicht? Da ist die Großmama doch mit darauf?“

„Ja, aber das andere ist Tante Sophie mit Ihrem Vater.“

„Sie sitzen hier so glücklich nebeneinander?“

„Dafür waren sie Schwager und Schwägerin.“

„Aber meine Mutter ist ja nicht auf dem Bilde.“

„Die war damals noch gar nicht in Friedrichroda. Sie kam erst später hin, da lernte Ihr Vater sie erst kennen und lieben.“

„Dann kann sie doch auf diesem Bilde noch gar nicht die Schwägerin meines Vaters gewesen sein!“

„Ach, ich verwechsle das schon alles miteinander. Es ist auch so lange her.“

„Sie sitzen Hand in Hand wie ein Brautpaar.“

„Das waren sie auch beinahe.“

„Wie?“ rief Eva auffahrend.

„Ach Gott, nein, was man da zusammenschwatzt. Ja, ja, wenn man alt wird! Gott bewahre, das heißt, sie mochten sich ja so gerne. Aber als später Ihre Mutter ankam, die noch eine Weile bei ihrer Freundin in Dresden zum Besuch gewesen war, da hatte der Herr Leutnant nur Augen für Fräulein Elisabeth.“

„Weiter! — Weiter!“ rief Eva atemlos. —

„‚Lisachen‘ — so nannte sich damals Ihre Mutter, denn ich habe sie ja noch auf dem Arm getragen, gerade so wie Sie, Fräulein Evchen — paßte auch viel besser zu dem Herrn Leutnant, als Sophie, die immer sehr resolut war und gern regierte. Die hätte sich niemals einem Manne untergeordnet. Ihre liebe Mutter dagegen war sanft und lieblich.“

„War sie auch so schön wie Sophie auf diesem Bilde?“

„Nun, jede in ihrer Art. Sophie hatte so etwas wie eine Königin an sich; Lisachen dagegen war wie die Rose, die wir Mädchenerröten nennen. Sanft und schön, aber leicht verletzlich.“

„Wie nahm es Tante Sophie auf, als meine Mutter sich verlobte?“

„Das weiß ich nicht. Ich bin dann gleich mit Ihrer Großmutter, der ich schon damals die Wirtschaft führte, von Friedrichroda nach Hause gereist, damit wir die Ausstattung herrichteten. Fräulein Sophie machte während der Zeit weite Reisen. Sie hat wohl halb Europa gesehen. Später hat sie sich mit dem Gutsbesitzer Burkhard verheiratet; er war ein älterer Mann.“



Vor der Abfahrt. Nach dem Gemälde von Goullion. (Mit Text.)

Eva hatte mit ängstlicher Spannung zugehört. Ein Alp fiel ihr von der Brust, als sie jetzt vernehmen durfte, was man ihr so lange verschwiegen hatte. — „Lebten sie glücklich?“ fragte sie hastig weiter.

„Ich habe nicht gehört, daß sie unglücklich gewesen wären. Er war ein braver Mann und sehr reich, und sie paßten wohl auch ganz gut zusammen. Nur daß sie ein gutes Teil klüger war als er. Das sieht man jetzt, nachdem sie früh Witwe geworden ist, bei der Verwaltung ihrer großen Güter.“

„Aber hat Tante Sophie meiner Mutter nichts nachgetragen, als sie sich verheiratet hatte?“

„Liebes Kind, wie kann ich das wissen! Ich habe meine Herrschaft nie ausspioniert. Das wäre auch ein schöner Dank gewesen für all die Güte, die ich in ihrem Hause erfahren habe. Was wäre auch aus mir geworden, wenn Ihre lieben Großeltern sich meiner nicht angenommen hätten, als mein Mann — der doch Aufseher auf den Holzfeldern Ihres Großvaters war — verunglückte. Mit fünf unmündigen Kindern saß ich allein da. Bis die aus dem Gröbsten heraus waren, unterstützten mich Ihre Großeltern. Gott habe sie selig! — Später kam ich ganz ins Haus und habe die alten Herrschaften bis zu ihrem Tode gepflegt. Zuletzt noch die Großmama viele Jahre allein.“

„Und nun ist Deine Gesellschaft auch für mich ein Trost!“

„Nein, Kind, das darf aber nicht so bleiben, morgen müssen Sie wirklich zu Fräulein Reinhold gehen — ich Alte bin keine Gesellschaft für Sie.“

„Die Mutter will nicht, daß ich hingehe.“

„Wieso denn nicht? Haben Frau Hauptmann sich mit Fräulein Reinhold erzürnt?“

„Meine Mutter und Tante Hedwig sollten sich erzürnt haben — kein Gedanke!“

„Na, und der Bruder von Fräulein Reinhold, der Herr Ottomar, ist doch auch sehr artig und fein. War manchmal hier, als Sie verreist waren, ging immer sehr betrübt fort, als er hörte, Sie wären noch nicht da.“

Eva wurde rot und lenkte ab.

„Jetzt ist auch wirklich genug geplaudert, nun wollen wir an die Arbeit gehen.“

6. Junge Herzen.

Eva that in der Nacht kein Auge zu. Das Dunkel, das über dem Geheimnis ihrer Eltern schwebte, schien sich zu lüften. Nun lechzte sie nach völliger Aufklärung, die ihr der Vater geben sollte. Aber sie ertrug es nicht, noch einen Tag länger darauf zu warten. Wenn sie nur eine Seele gehabt hätte, der sie sich anvertrauen konnte! — Ottomar? Ja, er war ihr ein lieber Freund! Zu ihm konnte sie wohl Vertrauen haben. Er würde sie verstehen, wenn sie ihm klagte, was ihr das Herz bedrückte. Warum hatte ihr die Mutter verboten, den Verkehr mit seiner Schwester zu pflegen? Ihr milder, gütiger Sinn konnte ihr diesen Trost in der Einsamkeit nicht rauben wollen. Es mußte eine besondere Ursache vorhanden sein. — Sophie hatte es wohl verboten,

sie gönnte es ihr nicht. Sie hatte immer so geringschätzig von Hedwig Reinhold gesprochen, die der einstigen Braut ihres vor langen Jahren verstorbenen ältesten Bruders, eines Bildhauers, viel verdankte. Daß Hedwig diese Wohltaten angenommen hatte, darüber urteilte Sophie absprechend, daß aber ihre Tante die Kunst zu schätzen wußte, bewies ihre Teilnahme an den Bestrebungen der Mutter. Es mußte also ein schwer wiegender Grund der Abneigung vorhanden sein. Vielleicht Eifersucht auf Reinholds Zuneigung! War diese denn so groß, daß es anderen auffallen konnte? Von seiner Seite wohl. —

Der andere Morgen fand Eva schon früh in dem Park, der ihre Villa umgab. Die Strahlen der Sonne beschienen freundlich die Stätte, auf der gestern die Elemente besonders heftig tobten. Sie entzündete auch in Evas Herzen den Funken, als sie des Freundes gedachte. In Träumereien versunken, wanderte sie in den Parkwegen auf und ab, als sie einen raschen Schritt hörte. Sie blickte auf, und der, mit dem sie sich eben beschäftigte, stand vor ihr.

„Ottomar — o wie gut, daß Sie da sind?“

„Freut es Sie ein wenig, Fräulein Eva?“

„Ich bin sehr glücklich darüber! Wir sahen Sie gestern mit Ihrer Mutter an unserer Wohnung mit Koffern vorbeifahren. Dann kehrten Sie allein zurück. Meine Schwester konnte es sich nicht erklären, wie Frau Eggebrecht, ohne Abschied zu nehmen, habe fortreisen können, und beauftragte mich, nachzufragen.“

„Tante Sophie ist erkrankt, daher fuhr die Mutter so schnell hin.“

„Sie werden doch während der Zeit meine Schwester besuchen, nicht wahr?“

„Nein, — es geht nicht!“

„Warum nicht, Fräulein Eva?“

„Mama sagte, ich solle hier bleiben.“

„Wie, Sie sollen nicht zu uns?“ fragte Ottomar bestürzt. „Warum denn nur?“

„Fragen Sie nicht.“

„Trage ich die Schuld daran, daß Sie sich uns entfremden sollen?“

„O, quälen Sie mich nicht!“ rief Eva mit Thränen in den Augen. „Fragen Sie nicht nach mir — was liegt denn auch an mir — fragen Sie nach ihm — nach ihm —!“

Sie konnte vor Schluchzen nicht weitersprechen.

„Was ist Ihnen, Fräulein Eva? O, weinen Sie nicht! Von wem sprechen Sie?“

„Sie sind ja mein einziger Freund. Ihnen will ich es sagen: Von meinem Vater.“

„Ihr Vater? Ich glaubte, er sei für Sie aus der Reihe der Lebenden ausgelöscht.“

„Man hat versucht, es zu thun, aber ich habe ihn gefunden — doch nur, um ihn wieder zu verlieren.“ Mit Gewalt schluckte sie ihre Thränen hinunter. „Ottomar, ach, haben Sie mit mir Erbarmen, wenn es nicht in der Brust der andern wohnt! Retten Sie ihn für mich! Forschen Sie nach ihm hier in der Stadt, ich vergehe vor Sehnsucht und Schmerz um ihn.“

„Wie, er ist hier?“

Nun berichtete Eva in fliegenden Worten von ihrem Wiedersehen. Als sie geendet hatte, war er tief bewegt.

„Und wenn ich ihn der Tochter brächte, — die Mutter verlöre ihr Kind dafür. Haben Sie das bedacht, teure Eva?“

„Was auch später kommen möge — ich muß, ich muß ihn wieder sehen. Alle meine Gedanken gelten ihm, o bringen Sie ihn mir!“

Ihre Augen wurden wieder naß, und erregt hob und senkte sich ihre Brust.

„Wenn es mir auch gelänge — wie kann ich Ihrer Mutter gegenüber die Verantwortung tragen?“

„Fragen Sie nicht danach. Können Sie es denn nicht ermessen, was ich entbehrt habe? Auch Sie mußten Ihren Vater früh verlieren, aber Sie haben doch die Erinnerung daran — ich dagegen habe nichts, gar nichts. Auch nicht das armseligste Wort ward zu seinem Gedächtnis in unserem Hause gesprochen.“

„Sie Aermste —“

„Ja, bettelarm, ich wußte nicht, wie sehr ich's war. Nun aber erfüllt mich darüber eine solche Bitterkeit, daß ich verzweifeln möchte.“

„O, liebe, teure Eva, ich kann es nicht ertragen, Sie so außer sich zu sehen.“

„O, ich Unglückliche! Ich habe den Vater schon geliebt, noch ehe ich ihn mir als Persönlichkeit denken konnte. Den Schützer meiner Jugend haben sie mir genommen! Wie hätte ich ihm gehorcht, mit welcher Begeisterung zu ihm aufgeblickt, wenn er meine Erziehung geleitet hätte! Den Frauen folgte ich nur aus Pflichtgefühl. Schwankend und ungewiß, wie meine Mutter in ihren Anordnungen mir gegenüber stets war, bedurfte sie immer erst der Einflüsterungen Sophiens. Diese Doppelherrschaft empörte mich oft. Ich mußte dabei immer an die Rhapsoden des Altertums denken, von denen ich in der Schule gehört, daß der eine die Worte sang, während der andere die Bewegungen dazu machte. Wem sollte man wohl glauben, daß es ihm von Herzen käme?“

„Sie üben eine strenge Kritik.“

„Niemals sind mir früher solche Gedanken gekommen. Ich weiß nicht, woher ich sie habe. Es ist, als ob ein Schleier, der sich verhüllend über den eigentlichen Inhalt meines Lebens gelegt, nun mit einemmal zerrisse.“

„Wohl kann ich es begreifen, daß die Liebe zu Ihrem unglücklichen Vater, nun Sie ihn kennen gelernt haben, so groß ist, daß Sie über sein Leiden und damit die Ursache, die ihn von der Familie fernhalten mußte, hinwegsehen. Aber bedenken Sie —“

„O, sprechen Sie nicht weiter! Ich kann, ich will nichts bedenken, aber ich fühle, daß mein ganzes Herz sich zu ihm hindrängt, daß ich keinen frohen Augenblick im Leben mehr haben werde, wenn ich ihn nicht wieder erringe. Und ich weiß, daß er meiner bedarf, darum führen Sie ihn zu mir!“

„O Eva,“ rief er, „welchen Regungen ist Ihr herrliches Gemüt fähig! Wie beneide ich den Glücklichen!“

„Er hat ja nichts als meine Liebe.“

„Ich kann mir wohl denken, daß gegenwärtig Ihr Herz von dem Bilde Ihres Vaters erfüllt ist,“ sagte er, rascher atmend, „und doch, verzeihen Sie mir, wenn sich in diesem Augenblick eine Frage auf meine Lippen drängt, die mir in der letzten Zeit Tag und Nacht vorgeschwebt hat und die ich nun nicht länger zurückhalten kann. Fräulein Eva, sind Sie mir ein wenig gut?“

Ihr anfängliches Erschrecken überzog sein offenes frisches Gesicht mit Blässe, aber als sie das erglühende Antlitz zu ihm emporhob und er in dem warmen Blick ihrer leuchtenden blauen Augen sicherlich keine verneinende Antwort seiner Frage las, da jauchzte es in ihm empor, und er ergriff ihre kleine Hand, um sie mit Küssen zu bedecken.

Stürmisch pochte ihr das Herz in der Brust. Sie entzog sich ihm, blutübergossen, und eilte einige Schritte voran. An einem Beet voll Weihnachtsrosen blieb sie stehen und pflückte eine der zarten Blüten, die uns unter Schnee und Eis hervor die tröstende Hoffnung geben: „Es muß doch Frühling werden.“ Sie führte die Blume in der Verwirrung an ihre Lippen. Er nahm sie und steckte sie sich an die Brust. Sie ließ es geschehen. Da jauchzte er voll Wonne laut auf. Ihr wurde weich und weit ums Herz, als sich ihre Blicke in seine trunkenen Augen verloren. Mit bewegter Stimme sagte sie: „Wir dürfen jetzt nicht an uns denken, Ottomar. Sie sind so gut — und ich bin so voller Freude, denn ich weiß, Sie werden mir den Vater bringen.“

Erwartungsvoll sah sie ihn an.

Da rief er: „Stellen Sie meine Liebe auf jede Probe, geliebte Eva!“

„So zaudern Sie nicht länger, thun Sie, was ich von Ihnen erbat!“

„Es soll geschehen, Geliebte!“ sagte er ernst. „Auch in dieser Stunde gelten Ihre Gedanken dem Vater —“

Sie erriet, was ihn bewegte. „Er bedarf unserer.“

Dieses Wort versöhnte ihn wieder. „Sie haben recht. — Ich komme nicht ohne ihn wieder.“

Er stürmte davon. Sie sah seiner schlanken Jünglingsgestalt mit feuchten Blicken nach. So im Glanz von Jugend und Schönheit hatte sie sich den Frühlingsgott Balder gedacht.“

Wie betäubt blieb sie zurück. Alles rings um sie her erschien ihr so neu, in einem so ganz anderen Lichte. Mit tiefer Bewegung und einem naiven Erstaunen betrachtete sie jede Kleinigkeit, die sie umgab, als sähe sie heute alles zum ersten Male.

Wie die Sonnenstrahlen auf dem blendenden glitzernden Schnee tanzten! Wie der Reif auf den Bäumen Diamanten gleich blitzte! Die Vögel, die zwitschernd umherflogen, schienen ihr Boten eines nahenden Frühlings zu sein, eines Frühlings, der mehr in ihrem Herzen als da draußen wohnte.

Kaum vermochte dies kleine Herz so viel neue Regungen zu fassen. Das Wiedersehen des Vaters, das doch vor kurzer Zeit ihr ganzes Denken und Fühlen in Anspruch nahm, trat im Augenblicke hinter dem mächtigen Gefühl einer aufkeimenden Neigung zurück, die vielleicht schon lange, lange in ihrem Innern geschlummert hatte. Aber heute, als Ottomar den Bann der Zurückhaltung gebrochen, heute schlug der kleine, glimmende Funken in lichter Flamme empor, und banges Ahnen und neue Seligkeit erfüllten das junge Herz des anmutigen Mädchens mit Unruhe. Gewaltsam mußte sie sich von dem Zauber süßer Gedanken losreißen, und mit außergewöhnlicher Kraft der Selbstbeherrschung rief sie sich von neuem die Aufgabe ins Gedächtnis, die in der nächsten Zeit ihr Leben erfüllen sollte.

7. Schatten der Vergangenheit.

„Wie ist Dir, Schwester?“ fragte Elisabeth, am Ruhebette Sophiens sitzend, diese, nachdem sie ihr die Kissen zurechtgeschüttelt hatte.

„Besser,“ antwortete Sophie, „ich danke Dir, daß Du hergekommen bist.“

„Ich sehe, gottlob, jetzt alle Gefahr beseitigt, aber die Influenza hatte Dich tüchtig gepackt."

„Es kam mir wirklich schon einen Augenblick der Gedanke, es könne mir etwas zustoßen. Im Fall meines Todes wärest Du dann schutzlos zurückgeblieben."

„O, sprich nicht davon, liebe Sophie, der Himmel hat es gnädig mit uns gemeint. Aber Du hast oft phantasiert. Hat Dich etwas beängstigt?"

„Was fabelt man nicht alles in der Fieberhitze —"

„Du sprachst oft den Namen — Leonhard aus."

„That ich das?"

„Es klang," sagte Elisabeth zögernd, „als ob Du ihm etwas abbätest. Hast Du —"

„Was denn?"

„Schreckt Dich vielleicht irgend eine Erinnerung in Verbindung mit ihm?"

„Nicht daß ich wüßte. Laß Dir von den Spiritisten auseinandersetzen, was es mit dem Unterbewußtsein auf sich hat. Bis jetzt habe ich noch nicht daran geglaubt, — möglich, daß das in der Krankheit an die Oberfläche tritt."

Eine Weile herrschte tiefe Stille. Jede der Frauen schien ihren Gedanken nachzuhängen. Aengstlich und unsicher begann Elisabeth: „Ich glaube, wenn ich einmal so krank wäre, daß ich fürchten müßte, es ginge mit mir zu Ende, dann würde ich wünschen, vorher meinen Frieden mit allen gemacht zu haben, gegen die ich mir etwas vorzuwerfen gehabt."

„Immer noch derselbe schwache Charakter!"

„Ich glaube, es würde meine Seele töten, wenn es nicht vorher geschehen wäre."

„Wo will das hinaus, Elisabeth," sagte Sophie, sich erregt aufrichtend.

„Wir wollen abbrechen, Du bist noch so schwach, und ein solches Thema, wenn es auch noch so allgemein gehalten ist, wie dieses, bildet für Dich jetzt keinen passenden Unterhaltungsstoff."

„Sage mir, was Du auf dem Herzen hast, ohne Umschweife. Ich fühle mich kräftig genug."

„Ach, Sophie," schluchzte Elisabeth unter Thränen, „es quält mich täglich und stündlich, daß ich — meinem Kinde den Vater vorenthalten habe."

„Wie kommst Du jetzt darauf?"

„Eva hat mir den Vorwurf gemacht."

„Eva — wie ist das möglich?" fragte Sophie atemlos.

Elisabeth schilderte, was Eva ihr über die Begegnung mit ihrem Vater mitgeteilt hatte.

„Und damals gerade mußte ich fern von euch, mußte krank und unthätig sein; so durfte das Unheil ungehindert seinen Lauf nehmen!" grollte Sophie.

„Es ist ja noch kein Schritt geschehen, den Du nicht gebilligt hättest."

„Aber das Bollwerk, das ich zu eurem Schutz aufführte, wird langsam unterminiert."

„Nein, nein, Sophie, so ist es nicht! Wenn nur nicht die Gedanken mich quälten —"

„Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, Elisabeth, laß keine Grübeleien Dir das klare Urteil trüben. Vertraust Du mir oder nicht?" Sie sah der Schwester scharf ins Auge.

„Wie kannst Du fragen?" Elisabeths Stimme klang nicht ganz fest.

„Ich denke, die Jahre können die Erinnerung an die Gewaltthaten, welche Dein Leben bedrohten, nicht mildern. Du warst vor seiner Mörderhand nicht sicher."

„Sein Geist war umnachtet, er kann dafür nicht zur Rechenschaft gezogen werden."

„Dieser Zustand war die Strafe für seine Verschuldung."

„Kann man ein körperliches Leiden, das so viel Mitleid hervorruft, dafür ansehen?"

„Ich denke, wir waren damals in unseren Ansichten darüber vollständig einig."

„Ja, damals war ich so bis ins innerste Herz verstört," sagte Elisabeth mit verschleierter Stimme, „daß ich wohl kein richtiges Urteil hatte. Das Entsetzen raubte auch mir fast den Verstand — ich glaubte den Schuß, der Dir galt und mich fast getroffen hätte, fortwährend in meinem Ohr zu vernehmen, und die Erinnerung an die gräßliche Katastrophe erfüllte mich noch jahrelang mit starrem Entsetzen. Aber nun sind siebzehn Jahre darüber hingegangen. — Leonhards Zustand muß sich doch gebessert haben; er wurde ja endlich aus der Anstalt entlassen und konnte mir, wenn auch vergeblich, nachreisen, um meine Spur zu verfolgen."

„Damals bist Du vor ihm geflohen."

„Du rietest mir dazu."

„Willst Du mir das jetzt zum Vorwurf machen?"

„O, keineswegs. Ich kann mich allerdings jetzt nicht mehr in meinen damaligen Gemütszustand hinein versetzen, aber nun kommt es mir vor, als ob ich herzlos gehandelt hätte, ihn seinem Schicksal überlassen zu haben. Ich dachte nur an meine Sicherheit, aber ich hätte lieber prüfen sollen, ob er nicht wieder genesen sei."

„Sollte das Ergebnis dieser Prüfung vielleicht eine abermalige Bedrohung Deines Lebens zur Folge haben, im Fall ihr euch vereinigt hättet?"

„Die Pflicht hätte es mir geboten, wenigstens den Versuch, mit ihm zusammenzuleben, zu wagen."

„Damals verlangte es Dich nicht danach, Deine Person zum Opfer zu bringen," höhnte Sophie.

„Mein Egoismus war schuld daran."

„Denkst Du denn gar nicht an Dein unschuldiges Kind, das dem Wahnsinn des eigenen Vaters hätte zum Opfer fallen können? Unzweifelhaft wäre die Geisteskrankheit in ihm bei eurem Anblick in dunkler, vielleicht halb schon überwundener Rückerinnerung zum Ausbruch gekommen."

Elisabeth schauderte. Jetzt schien sie die Kränkere von beiden zu sein. Erblassend rief sie: „Hör' auf, solch gräßliches Bild zu malen."

„Du hast es heraufbeschworen."

„Dennoch mache ich mir einen Vorwurf daraus, daß ich ihn von Fremden habe pflegen lassen; vielleicht hätte meine Hand es besser verstanden."

„Wozu sind denn die Irrenhäuser da?"

„Es muß ein furchtbarer Aufenthalt für ihn gewesen sein."

„Denke lieber daran, was wir zu überwinden hatten und erwäge, welchen Gebrauch er von seinem Verstande neuerdings gemacht hat. Seit länger als einem Jahr belästigt er Dich durch seines Rechtsvertreters Vorschläge zu eurer gerichtlichen Scheidung, — zu welchem Zweck weiß ich nicht. Vielleicht nur, um Dich zu kränken."

„Schließlich hätte es ja nicht viel zu bedeuten, wenn durch die äußere Form das festgesetzt würde, was sich in der Stille schon seit so langer Zeit vollzogen hat."

„Elisabeth, wie kannst Du mit dieser Gelassenheit einer solchen Sache gegenüberstehen? Du wirst von den meisten Menschen für eine Witwe angesehen — willst Du nun mit einemmal einen Skandal heraufbeschwören und Deine Person, Deinen Ruf den gehässigsten Deutungen aussetzen? Bedenke, daß diese Sache sogar einen Schatten auf Evas Zukunft werfen könnte. Bleibe fest und laß Dich durch keine Vorstellungen umstimmen. Weise mit aller Entschiedenheit jeden dieser demütigenden Vorschläge zurück."

„Du hast recht, es wird das beste sein."

Wie erschöpft lehnte sich Sophie in die Kissen zurück. Ihre Augen blickten in fieberhaftem Glanz auf Elisabeth. Diese schreckte in der Befürchtung zusammen, daß sie mit dem Gespräch die Kräfte ihrer Schwester mißbraucht habe.

Sophie stellte sich, als ob sie müde sei; sie beobachtete unter den halbgeschlossenen Wimpern Elisabeth. Als sie auf deren Antlitz die gewohnte Demut und Unterwürfigkeit bemerkte, war sie beruhigt. Sie wußte nicht, wie tief der Stachel in ihrer Schwester Herzen saß.

(Fortsetzung folgt.)

Das wahre Glück.

Eine Erzählung von A. Schwarz. (Schluß.)

Die letzte große Gesellschaft in der Wintersaison wurde gegeben. Auch Arnold war dabei und wie immer, ein gern gesehener Gast. Die glänzenden Räume des ersten Stockes waren bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, denn die Gesellschaftsabende seines Chefs waren in der ganzen Stadt wegen ihrer Vornehmheit und Gediegenheit berühmt. Die Königin des Festes war auch heute die Tochter des Hauses, Fräulein Elsa; kein Wunder, wenn ein ganzer Schwarm von jungen Herrn ihr Wohlgefallen zu erstreben bemüht war. Doch schienen ihr diesmal alle Galanterien der Herrenwelt zuwider zu sein. Nur Herr Arnold war ihr bevorzugter Begleiter, Tänzer und Gesellschafter. Endlich, vom Tanze ermüdet, ersuchte sie ihren Ritter, sie zur Erfrischung und Abkühlung in den Wintergarten zu begleiten, der von den Festräumen leicht zu erreichen war und auch zu jeder Zeit den Gästen zur Benützung offen stand. Mit bebendem Herzen führte sie Arnold in den duftenden Blütenhain. Er ahnte, daß ihm dieser Ort die Entscheidung bringen mußte. Auf einer einsamen Bank in einem verborgenen Winkel ließ sie sich nieder; im ganzen Raume war kein Mensch zu sehen, sie waren allein.

„Endlich wieder einmal dem lästigen Gesellschaftszwange entronnen," fing sie das unterbrochene Gespräch an. „Jetzt kann man doch wieder einmal zum Bewußtsein seiner selbst kommen."

„Wenn ich ahnen sollte, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen zur Last falle," erwiderte der junge Mann, „ich bin bereit, mich sofort Ihrem Wunsche zu fügen."

„Aber Herr Arnold, kommen Sie doch nicht auch mit den herkömmlichen Redensarten und konventionellen Lügen. Sie wissen doch ganz gut, daß ich niemanden zur Begleitung auffordere, der mir zur Last wäre. Warum sollte ich wohl das?"

Diese Worte, mit zündenden Blicken aus ihren Augen begleitet, brachten den jungen Mann um den Rest seiner Fassung.

„Fräulein Elsa," sprach er mit leiser, zitternder Stimme, „spielen Sie kein falsches Spiel mit mir; ich hätte das um Sie nie verdient. Sie sehen ja, wie sehr ich gegen meine Liebe zu Ihnen ankämpfe, bis jetzt freilich vergebens. Ihre aufmunternden Blicke und Worte ließen mich das Unmögliche hoffen; sollte ich mich wohl getäuscht haben? Sei mein Herzenslieb auf ewig!"

Indem er sie stürmisch in die Arme schloß, erwiderte sie zuerst zagend, dann zutraulicher werdend, seine heißen Küsse; ein Bund fürs Leben war geschlossen worden.

Unruhig und schlaflos wälzte sich Arnold den Rest der Nacht auf seinem Lager umher. Was wird sein Chef zu seiner Werbung sagen? Wird er nicht trotz seiner so oft bezeugten Güte den armen Beamten zurückweisen? Freilich, wenn sich seine Werbung mit den Bitten einer einzigen verwöhnten Tochter vereinigt, ist es wohl ziemlich vorauszusehen, auf wessen Seite sich der Sieg hinneigen wird. So gab er sich der freudigsten Hoffnung hin und baute Luftschlösser; doch in alle diese Glückseligkeitsstimmung schlich sich immer wieder leise der Gedanke an sein verlassenes Mädchen in der fernen Provinzstadt. Er aber wies das mahnende Gewissen immer wieder zurück. „Wer etwas Großes erreichen will, kann sich um kleinliche Gefühlsduseleien nicht kümmern," beschwichtigte er sich selbst. Und während er darüber nachsann, wie er wohl am besten seine zukünftigen Schwiegereltern zu seinen Gunsten stimmen könnte, hatte seine Elsa ihre Zeit vortrefflich ausgenützt und so ziemlich ein Jawort von ihren Eltern noch am selben Abend erschmeichelt. — Als sich nämlich alle Gäste aus dem Hause entfernt hatten und sich die Familie zur Ruhe begeben wollte, fiel sie mit herzbrechendem Weinen ihren Eltern um den Hals und gestand ihnen ihre heimliche Verlobung mit Arnold. Diese waren anfangs durchaus nicht des gleichen Willens wie ihre Tochter. Denn wenn man auch einen tüchtigen Arbeiter ehrt und hochschätzt, so ist er doch nicht immer gleich angenehm als Schwiegersohn. Sollten sie ihr großes Vermögen, die sauer erworbenen Früchte eines ganzen Menschenalters, einem beinahe unbekannten, blutarmen Menschen hingeben, wenngleich sie ihn als einen äußerst verläßlichen Mann kannten? Konnte sich ihre Elsa nicht einen dem Vermögen nach ebenbürtigen Gemahl wählen und so den Glanz des alten Geschäftshauses vergrößern? Und doch, das Glück ihres einzigen und wie es schien, etwas leichtsinnigen Kindes zu begründen, war ihnen kein Opfer zu groß; in den Armen dieses Mannes schien sie geborgen ihr Lebenlang. Unter solch günstigen Umständen brachte Arnold seine Bewerbung um die Hand der Tochter seines Herrn vor.

„Lassen wir die schönen Redensarten, Herr Arnold," unterbrach der Chef seinen Prokuristen in der wohlgesetzten Rede. „Als Kaufmann wissen Sie wohl am besten, daß leere Worte nichts bedeuten. Sie halten um die Hand meiner Tochter an; was können Sie ihr bieten?"

„Herr Brach," erwiderte Arnold, „wenn Sie meinen Wert als Schwiegersohn nach meinem Vermögen schätzen wollen, so werde ich allerdings der unwürdigste Bewerber sein, denn ich besitze nichts als mein Gehalt. Doch wenn tiefe Liebe und eine unermüdliche Arbeitskraft diesen Mangel einigermaßen ersetzen können, so können Sie das Schicksal Ihrer Tochter getrost in meine Hand legen."

„Gut. Es soll mir das genügen. Von heute an gelten Sie als der Bräutigam meiner Tochter und als Kompagnon meines Geschäftes. — Und indem ich Sie als erster als meinen Schwiegersohn begrüße, soll Ihnen mein Vaterkuß ein Zeichen des Vertrauens sein, das ich in Sie setze."

Er umarmte und küßte Arnold, und beide wurden bis zu Thränen gerührt.

„Gehen Sie jetzt, die Damen warten auf Sie."



Große Fütterung. Nach dem Gemälde von G. Chierici. (Mit Text.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Daß Arnold die Treppe in die Frauengemächer noch nie so schnell erstiegen hatte, läßt sich denken. Eine Seligkeit erfüllte seine Brust, die er zuvor nie gekannt hatte.

Die Hochzeit des jungen Paares wurde mit großer Pracht gefeiert. Alles, was Namen und Würden aufzuweisen hatte, war als Gast erschienen, teils, um der Familie Brach ihre Hochachtung zu bezeigen, teils auch, um sich dem jungen Herrn zu empfehlen. Und wenn etwas im stande war, das frische Eheglück des jungen Paares zu trüben, so war es der Umstand, daß Herr und Frau Brach kurz darauf hintereinander starben und Arnold zum alleinigen Herrn des großen Handlungshauses machten. Aber noch ein Umstand schien ihm besondere Gewissensbisse zu verursachen: Seine frühere Braut hatte eine Entschädigung oder Unterstützung mit Entrüstung zurückgewiesen.

Das eheliche Glück aber dauerte nicht lange. Zwar im ersten Jahre und als ihnen kurz darauf ein Mädchen geboren wurde, schien nichts auf ein baldiges Zerwürfnis zwischen den beiden Gatten hinweisen zu wollen.

Doch später wurde der Gegensatz zwischen ihnen immer merkbarer. Er war bemüht, das übernommene Geschäft durch Fleiß und Sparsamkeit zu neuer Blüte zu bringen und hätte gern einem stillen häuslichen Glück gelebt; sie wollte das Leben genießen, so lange sie nur genußfähig war. Ein Fest trieb das andere; das Geld wurde von ihr mit vollen Händen ausgegeben. Vergebens warnte sie Arnold. — Sie verlachte ihn, und als er nicht aufhörte, sie wegen ihrer Verschwendungssucht zu tadeln, gab sie ihm einmal ärgerlich zu verstehen, daß das Geld, welches sie so reichlich ausgebe, ja ihr Erbe sei, und so mußte er sie endlich gewähren lassen. Nur seiner Geschäftskenntnis war es zu danken, daß sich die alte Firma auf gleicher Höhe erhielt.

Mit der zunehmenden Entfremdung der beiden Gatten hatte sich ein Kreis von Schmarotzern und Anbetern um die junge Frau gefunden, und der Gatte sah nur zu bald ein, daß er hier eine überflüssige Rolle spiele. Wirklich konnte auch ein aufmerksamer Beobachter bemerken, mit welch bedeutsamem Achselzucken man von dem Manne der schönen Frau sprach. Auch jetzt gab es häusliche Scenen und mitunter sehr heftige, welche aber nur den einen Erfolg hatten, daß schließlich jedes that, was es wollte, ohne sich nur im geringsten um den anderen Teil zu kümmern. — So war also Arnold trotz seines Reichtumes und seiner angesehenen Stellung im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben ein einsamer, verlassener Mann, der dieses anscheinend glänzende Leben verwünschte und sich zurücksehnte in seine frühere abhängige Stellung. War dies das Glück, dem er alles geopfert, sein Manneswort, seine so treu ergebene Braut? O, hätte er alles ungeschehen machen können; doch zu spät!



Luchs und Wildkatze. (Mit Text.)

Noch ein Schlag sollte ihn treffen, der eigentlich eine Erlösung für ihn bedeutete. Die Gesundheit seiner Frau war dem aufreibenden, genußsüchtigen Leben auf die Dauer nicht gewachsen. Nach siebenjähriger Ehe, welche Zeit für ihn ein ebenso langes Martyrium gewesen war, fing sie an zu kränkeln, und gar bald senkte er das mehr leichtsinnige als schlechte Weib ins kühle Grab. Jetzt stand er allein auf der Welt mit einem sechsjährigen Töchterlein, das von der Mutter zum Widerwillen gegen seinen Vater erzogen war. Verbittert und vergrämt zog er sich aus der Oeffentlichkeit zurück und lebte ganz seiner Arbeit.

In seiner Einsamkeit kam ihm jetzt mehr als früher immer wieder der Gedanke an sein entschwundenes Glück in dem kleinen Städtchen. Aber er mußte sich selbst gestehen, daß er sein Los verdient hatte. Wer Untreue säet, muß Untreue ernten. Er hatte Reichtum und Ansehen als das wahre Glück betrachtet und demselben nachgestrebt, aber auch gefunden, daß er sich schwer geirrt. Er konnte sich nicht enthalten, Erkundigungen über die Verlassene einzuziehen, was ihm auch überraschend leicht gelang. Fräulein Marie Görner hatte in demselben Städtchen eine Erziehungsanstalt für Mädchen gegründet, welche nach und nach so stark besucht wurde, daß sie als Vorsteherin dieses Institutes gezwungen war, mehrere Lehrerinnen anzustellen. Also vor materieller Not war sie hinreichend geschützt. Sollte sie ihn wohl ganz vergessen haben und nichts mehr von ihm wissen wollen?

Da kam ihm ein Einfall. Er wollte versuchen, seine Tochter in ihre Erziehungsanstalt unterzubringen. Der Zurückweisung war er so ziemlich gewiß, und doch schritt er an die Ausführung seines Entschlusses. In der Stadt angekommen, hörte er, daß die Institutsvorsteherin verreist sei, daß aber einer Aufnahme kein Hindernis entgegenstehe. Welch glücklicher Zufall! Die Formalitäten der Aufnahme waren bald erledigt und sein Kind wenigstens für die erste Zeit versorgt.

In banger Erwartung hoffte er jeden Tag auf Nachricht. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Die Institutsvorsteherin sandte ihm ein Schreiben, das ebenso kurz als bündig lautete:

„Mein Herr!

Ihre Tochter wurde in meiner Abwesenheit von dem Lehrpersonal meines Institutes in Unkenntnis des vorhandenen Raumes hier aufgenommen. Da ich über diesen letzten Platz bereits früher verfügt hatte, so bitte ich, Ihr Kind wieder abzuholen.

Marie Görner,
Institutsvorsteherin."

Dieses Resultat hatte er vorausgesehen. Es blieb ihm also nichts übrig, als persönlich mit ihr Rücksprache zu pflegen.

„Marie," rief Arnold, als sie einander Aug' in Aug' gegenüberstanden, „solltest Du —"

„Bitte, Herr Stark," fiel sie ihm hier ins Wort, „keine Vertraulichkeiten. Sie sind gekommmen, Ihr Kind abzuholen; alles liegt bereit."

„Verzeihen Sie; spricht denn nichts mehr in Ihrem Herzen für mich?"

„Ich glaube doch, Sie hätten alles gethan, um mir das Vergessen leicht zu machen."

„Wenn Sie wüßten, wie schwer ich meinen Fehler büßen mußte. Ich wurde hart genug gestraft."

„Und glauben Sie, einem verlassenen Mädchen wird es leicht gemacht, sich in Ehren durchs Leben zu schlagen? Sie sagen, Sie haben schwer gebüßt! Mag sein. Ihnen ist nur Gerechtigkeit widerfahren. Doch können Sie ermessen, wie schwer ich mich als Unschuldige durchringen mußte?"

„Lassen Sie uns alles vergessen und Frieden schließen. Sie wissen wohl, daß ich frei bin. Ein sogenannter reicher Mann und doch arm und verlassen. Seien Sie die Meine, damit ich doch einigermaßen wieder gut machen kann, was ich an Ihnen verbrochen. Marie —!"

Er streckte ihr beide Hände entgegen.

„Nein," erwiderte sie fast hart. „Zwischen uns beiden kann keine Gemeinschaft mehr sein. Sie nehmen Ihr Töchterlein wieder mit nach Hause und ich will nur hoffen, daß sich unsere Wege niemals mehr kreuzen. Adieu!"

Mit schwerem Herzen ging Arnold. Als er aber das Haus verlassen hatte, sank Marie auf einen Stuhl und schlug die Hände vor ihr Gesicht. Ihre mühsam bewahrte Haltung verließ sie jetzt; sie weinte.

Auf einen regenfeuchten, häßlichen Sommer war ein wunderschöner Herbst gefolgt. Alles, was Muße und Geld hatte, suchte von dem milden und sonnigen Nachsommer zu retten, was möglich war, und so waren auch die Sommerfrischen, besonders in den oberösterreichischen Alpen, noch sehr gut besetzt, ja, noch immer neue Gäste suchten Unterkunft und erfreuten sich an dem herrlichen Seen- und Gebirgspanorama, welches man von den steilen Höhen des österreichischen Salzkammergutes genießt.

Auch Arnold war seiner einsamen Häuslichkeit und den kahlen Schreibstuben seines Geschäftes entflohen. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach frischer Bergesluft hatte auch ihn auf die Wanderung getrieben, und so war er, ohne festes Ziel, auch in diese herrliche Gegend gekommen. Doch die geputzte und lärmende Gesellschaft der prunkvollen Hotels verleidete ihm den Aufenthalt an den Gestaden der smaragdgrünen Gebirgsseen, und er suchte die Einsamkeit auf den schroffen, oft mühsam zu ersteigenden Bergesgipfeln, wohin sich die schwatzende Menge gewöhnlich nicht verirrte. So war er auch heute von Ischl aus nach mehrstündigem Marsche auf dem Gipfel eines Berges angelangt, trotzdem es morgens empfindlich kalt und die Höhen mit Reif überzogen waren, dessen kleine Eiskrystalle das strahlende Sonnenlicht in zahllose bunte Farben brachen. Doch war er nicht allein auf dieser luftigen Höhe; mehrere kleinere Gesellschaften hatten die verschiedenen Aussichtspunkte besetzt und gaben ihre Verwunderung über die wundervolle Fernsicht in nicht immer gewählten Ausdrücken zum besten, so daß sich Arnold, ärgerlich über die unerwünschte Nachbarschaft, in einen abseits gelegenen Winkel des nicht breiten Bergplateaus zurückziehen wollte, als er in etwas weiterer Entfernung zwei Frauengestalten bemerkte, von denen die eine ihn unwillkürlich anzog. Jetzt wandte sich die größere von den Damen. „Marie," entfuhr es seinen Lippen.

Auch sie hatte Arnold sofort erkannt. Doch schien ihr seine Nähe nur Unbehagen zu verursachen. Arnold sah, wie sie auf ihre Begleiterin heftig einredete, die jedoch zuerst nicht gewillt schien, ihrem Willen zu folgen.

Endlich hatten sie sich geeinigt, und beide Damen, voran Marie, begannen schleunig den Abstieg des Berges an einer Stelle, welcher wohl hie und da von einheimischen Bergsteigern mit Vorsicht benützt wurde, aber durch eine Warnungstafel ausdrücklich als gefährlicher Weg bezeichnet war. Und was Arnold mit Schrecken vorausgesehen, aber in der kurzen Zeit, die ihm zur Ueberlegung blieb, doch nicht mehr hindern konnte, geschah: Marie verlor auf dem schlüpfrigen Boden den Halt und stürzte mit lautem Aufschrei in die Tiefe, während ihrer Gefährtin es gelang, sich an einem Strauch zu halten. Doch kaum hatte Arnold gesehen, welches Unglück sich hier abspielte, als er in einigen Sätzen zur Stelle war, um zu retten, was möglich.

Doch auch er hatte die Glätte des abschüssigen Felsens, die durch den Morgenreif noch erhöht worden war, nicht bedacht, und so stürzte auch er unaufhaltsam in den Abgrund. Jammernd umstanden die herbeigeeilten Ausflügler die Unglücksstätte. Einige besonnene Herren aber trafen umfassende Maßregeln zur Rettung der Verletzten, und nach einigen Stunden lagen Arnold und Marie in ihren Wohnungen, der Pflege der Aerzte von Ischl anvertraut.

Marie war durch den Sturz in die Tiefe mit verhältnismäßig leichten Verletzungen davongekommen. Desto schlimmer aber war Arnold daran; außer mehreren beträchtlichen Wunden am Leibe hatte er sich auch eine Gehirnerschütterung zugezogen, die ihn lange Zeit zwischen Leben und Tod schweben ließ. War es wohl da verwunderlich, wenn Marie, die schon nach einer Woche so weit hergestellt war, um ihre Ferienreise beendigen zu können, den Mann, der ihretwegen beinahe den Tod gefunden hätte, während seiner schweren Krankheit nicht den Händen fremder Leute überließ, sondern ihre Abreise aufschob und sich seiner Pflege ganz besonders annahm? Und wenn sie dann in den stillen Stunden, wo sie am Krankenbette saß und dem Fiebernden die heiße Stirn kühlte, seine blassen Gesichtszüge betrachtete und seinen Phantasien zuhörte, in denen ihr Name immer wiederkehrte, so zog auch leise in ihre Brust wieder das alte Gefühl der Zuneigung zu Arnold, und mancher Seufzer galt dem Glücke, das für immer verschwunden schien.

Endlich war der Kranke so weit hergestellt, daß eine Gefahr für sein Leben nicht mehr zu fürchten war und Marie am Krankenbette entbehrlich schien.

Zum letzten Male wollte sie heute an seiner Seite sitzen, um dann für immer von ihm zu scheiden. Da schlug Arnold nach langem Schlafe die Augen auf.

„Marie," rief er freudig erregt, „Du hier? Tausend Dank für Deine freundliche Pflege."

„Ich habe nur zu vergelten gesucht, was Sie an mir thun wollten," wehrte sie ab. „Heute reise ich noch weg von hier; leben Sie wohl und — werden Sie glücklich!"

„Marie," stöhnte der Kranke auf, „so willst Du mich wieder verlassen? Spricht denn nichts mehr in Deinem Herzen für mich? Kannst Du nie mehr verzeihen? Marie —"

Und wieder streckte er ihr seine Hände entgegen, mit bittendem Blicke sah er in ihre feuchtschimmernden Augen.

„Es sei," sprach sie, indem sie ihre Hände in die seinigen legte, „es soll verziehen und vergessen sein."

Stürmisch zog er sie an seine Brust und drückte den Weihekuß, wie vor vielen Jahren zum erstenmal, auf ihre Lippen.

Nach langem Krankenlager war Arnold vollständig hergestellt. Zu seiner raschen Genesung hatte nicht minder das neue Liebesglück, als auch die Kunst der Aerzte von Ischl beigetragen. Er hatte endlich das wahre Glück errungen. Es erblühte ihm in seiner treuen, aufopferungsfähigen und liebevollen Gattin, welche ihm ein trautes Heim schuf, es erblühte ihm in seinen braven Kindern und zuletzt auch in seinem Geschäfte, auf dem sichtlich der Segen der freudigen Arbeit ruhte.

Ende der russischen Kolonie auf Spitzbergen.

Spitzbergen ist das nördlichste Land der Erde und das Klima so rauh, daß selbst im Sommer, wo die stark wärmende Sonne gar nicht untergeht, im Schatten weder Eis noch Schnee schmilzt, die Vegetation besteht fast einzig aus Moosen und Flechten, aber Renntiere, See- und Pelztiere hausen in Menge auf den unbewohnten Inseln. Der letztere Umstand ließ es den Kaufleuten von jeher erwünscht erscheinen, auf Spitzbergen eine Kolonie errichtet zu sehen, welche ihnen den Pelzreichtum zuführe; aber kein Mensch wollte sich zu dem Experiment des Ueberwinterns hergeben, weil man glaubte, daß menschliches Leben eine so strenge Jahreszeit nicht überdauern könne.

Da kam eine englische Kompagnie bei der Regierung mit der Bitte ein, ihr einige Verbrecher zu überlassen, um mit denselben einen unfreiwilligen Versuch zu machen. Die Leute waren zum Tode verurteilt und so gingen sie bereitwillig auf den Vorschlag ein. Man gab sie einem der Walfischfänger mit und errichtete ihnen eine Hütte zum Winterquartier; aber als die Flotte zurücksegeln wollte und sie nach den düstern, schneebedeckten Hügeln schauten und das Geheul des Nordostwindes hörten, da sank ihnen der Mut, und sie wollten sich lieber in London hängen lassen, als in einem so schrecklichen Lande langsam dahinsterben. Der Kapitän, ein menschenfreundlicher Mann, bewilligte ihnen ihre Bitte und brachte sie nach London zurück, wo die Kompagnie, die keinen Nutzen davon hatte, wenn man sie hängte, ihre Begnadigung erwirkte.

Seitdem wurde der Winteraufenthalt auf Spitzbergen wohl versucht, aber alle Versuche endeten mit dem Tode; darauf deuten die Trümmer vieler Blockhütten hin und die Gebeine von Menschen, Bären und Renntieren, die neben denselben bleichen, welchen traurigen Ueberresten der Wanderer in jenen schrecklichen Einöden begegnet. Die meisten dieser Ueberreste rühren von einer russischen Kolonie her, die man vor 70 — 80 Jahren auf Spitzbergen versuchte, und deren trauriges Ende durch das Tagebuch des Aufsehers der Kolonie bekannt geworden ist.

Im Sommer 1852 legte sich eine unglaubliche Menge schweren Treibeises bei Hvalfiske-Vorgebirge und an der ganzen Südküste von Ostspitzbergen an. Die zu der russischen Niederlassung gehörigen Leute sammelten sich, achtzehn an der Zahl, von ihren Außenposten im Hauptquartier, und warteten darauf, von dem jährlich aus Archangel kommenden Schiffe erlöst zu werden. Durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände ging dasselbe unterwegs verloren und man hörte nie mehr von ihm. Die Mannschaft der anderen Schiffe auf Spitzbergen wußte nichts von jenen Leuten, auch hinderte das Eis in den Sommermonaten jedes Fahrzeug, von ungefähr in die Nähe von Hvalfiske zu gelangen, und erst Ende August kam eine Anzahl Norweger dorthin, die ihr eigenes Schiff verloren hatten und nun längs der Küste hinwanderten, um in der russischen Niederlassung Beistand zu suchen. Aber welches Entsetzen für sie, als sie, bei den Hütten angelangt, alle Insassen tot fanden. Vierzehn der Unglücklichen waren erst kürzlich vor den Hütten so gut wie möglich eingescharrt worden, zwei lagen tot gerade vor der Schwelle, und von den beiden letzten einer drinnen auf dem Fußboden, der andere in dem Bette. Letzterer war der Aufseher, welcher allein lesen und schreiben konnte, und ein Tagebuch, das neben ihm lag, enthielt einen Bericht über ihr trauriges Geschick.

Daraus ergab sich, daß sie schon frühzeitig von einem bösartigen Skorbut befallen worden waren; einige hatte der Tod schon auf den Außenposten ereilt, die Ueberlebenden waren mit Mühe nach der Hauptstation gelangt, und hofften dort von Tag zu Tag, durch das Schiff Rettung zu erhalten; aber da es nicht ankam, schmolzen ihre Vorräte zusammen, und die ungeheure Masse Eis an der Küste hinderte sie, Robben oder Wildgeflügel sich zu verschaffen. Zu dem Skorbut gesellte sich jetzt der Hunger; einer nach dem andern starb hinweg und wurde von den Ueberlebenden begraben, bis am Ende nur noch vier übrig blieben. Dann starben noch zwei, und die beiden letzten schleppten, da sie nicht mehr die Kraft hatten, sie zu begraben, die toten Körper vor die Hütte hinaus und ließen sie dort liegen. Sie legten sich beide in das Bett, ihr eigenes Ende abzuwarten, und als der eine gleichfalls starb, gelang es dem letzten, dem Schreiber des Tagebuches, noch mit genauer Not, ihn aus dem Bett auf den Fußboden zu schieben; bald darauf gab er selbst den Geist auf, wenige Tage bevor die Norweger eintrafen. Diese russischen Kolonisten hatten eine große Pinasse im Hafen und mehrere kleine Boote an der Küste; aber anfangs hinderte sie das Eis, die offene See zu erreichen, und später, als dasselbe aufging, waren die noch Lebenden zu schwach, von den Booten Gebrauch zu machen. Die schiffbrüchigen Norweger benützten nun die Pinasse, um ihre eigene Rettung nach Hammerfest zu bewerkstelligen, und nahmen das Tagebuch des armen Aufsehers mit, welches der russische Konsul in jenem Hafen nach Archangel, übermachte.

Noch anfangs der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts befand sich diese russische Kolonie in demselben Zustande, wie sie die Norweger angetroffen. Rings umher lagen noch die Waffen, die Kochgerätschaften, die Gebeine der erlegten Tiere, selbst Ueberreste von Bett- und Kleidungsstücken zerstreut. Die Hütten bestehen aus Balken. Die größte hält etwa 24 Fuß im Quadrat und diente als Wohn- und Schlafzimmer, daran stößt eine kleine Küche mit Ziegelherd. Eine zweite Hütte war zum Magazin eingerichtet, und eine dritte enthielt das für einen Russen unentbehrliche Bad. Das Dach der Haupthütte ist eingefallen, und ein kleiner Eisberg, so groß wie ein umgestülptes Boot, hat sich mitten auf dem Fußboden gebildet. Auf einer kleinen Anhöhe, einige hundert Schritte von den Hütten, war aus Steinen ein Wachthäuschen errichtet, wo sie der Reihe nach manche bange Stunde zubrachten, um nach der eisbelasteten See auszuschauen. Auf einer kleinen Fläche unweit der Hütten hatten sie sich mit einem Spiel Bewegung gemacht, das, wie man an den Knüppeln und rohen hölzernen Kugeln, die noch auf dem bemoosten Grunde liegen, ersieht, mit dem Cricket einige Aehnlichkeit haben mochte. Eine unaussprechliche Traurigkeit und Oede lagert auf den Ueberresten dieser unglücklichen Niederlassung und die norwegischen Seeleute betrachten den Platz mit einer abergläubischen Scheu, welche wohl die Ursache ist, daß die Hütten noch so gut erhalten sind.

Seit dem Untergange dieser russischen Kolonie hat kein Mensch mehr auf Spitzbergen zu überwintern gewagt. C. T.

Lebensregel.

Suche nicht im bunten Weltgetriebe
Was dir das eigne Herz nicht geben kann,
Und füllt es sich mit Frühlings junger Liebe,
Dann sei beglückt und halte fest daran.
Wenn es auch oft aus seines Tempels Thoren
Die hohen Wünsche deiner Sehnsucht wies:
Was du besitzest, bleibt dir unverloren,
Dein eignes Innere ist dein Paradies.

Und wenn die Menschen andere belohnen,
Die weniger, als du vielleicht gethan,
Verwünsche nicht um eitle Blütenkronen
Die harten Dornen deiner Lebensbahn.
Und hat die Welt sich gegen dich verschworen,
Die unbeachtet auch dein Bestes liest,
Was du besitzest, bleibt dir unverloren,
Dein eignes Innere ist dein Paradies.

Karl Hülter.



Vor der Abfahrt. Der Beruf des Fischers ist ein anstrengender und sehr gefahrvoller. Viele, die zum Fischfang auszogen, fanden in den Wellen ihr Grab, und gar mancher kehrte als Krüppel zur heimatlichen Scholle zurück. Unser heutiges Bild führt uns an die Bretagner Küste, deren Bewohner nicht nur als kühne Seefahrer, sondern auch als tüchtige Fischer bekannt sind. — Die Fischerflottille liegt zur Abfahrt bereit, und Mathieun, den breitkrämpigen Südwester am Kopfe, bekleidet mit schweren Holzschuhen, trifft die letzten Anstalten zur Ausrüstung seines Bootes. Nicht Zufall war es, daß sich die schwarzäugige Nanon an der Abfahrtstelle eingefunden hat. Sie will ihm, den sie längst in ihr Herz geschlossen, ein Lebewohl zurufen. Wer weiß, ob sie ihn noch einmal wiedersehen wird. St.

Große Fütterung. Du mein herrliches Italien — du Land mit deinem tiefblauen Himmel und deiner leuchtenden Sonne — mit deinen heißblütigen, lebensfrohen Männern und deinen schönen, glutäugigen Frauen — du gesegnetes Land, in dem man die Not nicht als Not, und die Armut nicht als Armut und drückendste Last empfindet . . . Heiter und leichten Sinnes, mit einer gottbegnadeten Lebensauffassung, geht dieses Volk durchs Dasein. Der italienische Künstler Chierici giebt uns ein fesselndes Bild eines italienischen Heims. Die Wohnung des ärmsten, deutschen Arbeiters ist ein Salon dagegen, aber bei dem tiefempfindenden Deutschen sitzt die Sorge am Tisch und lastet drückend auf der ganzen Familie. Der Italiener sieht sie nicht . . . So lange die Sonne die Hütte heizt und die Frucht reift, so lange es Mais und Melonen, Orangen und Oliven giebt, wer wollte sich da mit Sorgen plagen. Mitten auf dem Boden wird Feuer gemacht. Der Mais kocht im Topf. Der Himmel lacht. Pepita, die älteste, füttert das Bambino, und die beiden anderen Geschwister sehen lachend zu. Es sind blühende, rotwangige Kinder mit einem seligen, glücklichen Kinderlachen. Wenn auch die Betten auf dem nie gereinigten Boden liegen, inmitten von Reisig, dürrem Brennholz, von Töpfen und von Schmutz, wenn auch nur ein einziger Stuhl für die sechsköpfige Familie da ist, auf dem Vogelkäfig sitzt sich's auch ganz gut und nicht schlechter auf dem Boden. Vater und Mutter liegen unter dem blauen Himmel ihrem Tagewerk ob, dem dolce far niente, dem süßen Nichtsthun. Und wenn der Vater als Fremdenführer oder Kofferträger nebenbei einen Lire verdient, wird eine der dickbauchigen Flaschen, die schon Anakreon und Horaz so hoch geschätzt und so herrlich besungen haben, gefüllt und gemeinsam geleert. G. M.

Luchs und Wildkatze. Diese beiden größten Katzentiere unserer mitteleuropäischen Fauna sind böse Raubtiere, welche den Wildstand sehr beeinträch-

tigen und daher vom Waidmann gründlich gehaßt und emsig verfolgt werden, was aber nicht leicht ist, da beide sehr schlaue, scheue und behende Tiere mit sehr scharfen Sinnen sind und vorzugsweise nur die großen, geschlossenen und stillen Wälder bewohnen. Beide geben den felsigen und gebirgigen Waldungen den Vorzug, leben möglichst einsam, liegen meist bei Tage verborgen in Dickichten, die Wildkatze mehr am Boden, in Baumhöhlen, Fuchsbauen und Felsenspalten, der Luchs mehr auf einem dicken Ast ausgestreckt; bei Regen und schlechtem Wetter suchen sie beide ein Obdach in hohlen Bäumen oder in Erdlöchern und Felsspalten. Die Wildkatze ist bei uns noch ziemlich häufig und läuft bei Treibjagden dem Schützen gewöhnlich auf Fuchswechseln an; kein Feder- oder Haarwild, das sie bemeistern kann, ist vor ihr sicher; sie sucht es in der Regel zu beschleichen und mit einigen Sprüngen zu erreichen; schlagen diese fehl, so läßt sie die verfehlte Beute laufen. Der Luchs als das stärkere und gefährlichere Tier, weil selbst der Hirsch nicht vor ihm sicher ist, kommt gegenwärtig in Deutschland nur noch ungeheuer selten vor und erscheint nur hie und da in den Wäldern der Alpenländer, ist dagegen in Rußland und Polen noch ziemlich häufig. Er lebt mit allen anderen Tieren in Feindschaft und so auch mit der ihm nahe verwandten Wildkatze, welche ihn aber trotz seiner überlegenen Größe und Stärke nicht fürchtet, weil sie gewandter ist als er. Beide jagt man am besten in ihrer Paarungszeit, im Januar und Februar, wo sie minder behutsam sind, sich durch ihr Geschrei und ihre Spuren im Schnee verraten und wo ihr Pelz am besten ist. Wenn verfolgt, bäumen beide gern auf und müssen dann gut getroffen werden, denn nur angeschossen verteidigen sie sich grimmig gegen Jäger und Hund. O. M.

Der neue, schwimmende Riesenkrahn der Hamburg-Amerika-Linie im Hamburger Hafen. Eine interessante Neuheit ist der schwimmende Riesenkrahn, den die Hamburg-Amerika-Linie für den Hamburger Hafen herstellen ließ, damit die Dampfer, um entladen zu werden, nicht ihren Landungsplatz verlassen müssen. Auch genügen bei dem stets wachsenden Frachtverkehr die festen, auf dem Quai montierten Krahne nicht mehr. Der neue Krahn ist auf einem gewaltigen Ponton montiert und wird von Schleppdampfern nach seinem Bestimmungsort gebracht. Unsere Aufnahme wurde vorgenommen, als der Krahn eben zur Befrachtung des Dampfers Alesia mit für Kiautschau bestimmten Lokomotiven verwendet wurde.

Der neue schwimmende Riesenkrahn der Hamburg-Amerika-Linie im Hamburger Hafen. (Mit Text.)
Photographie von Walther Schultz in Hamburg.

Allerlei.

Ursache. A.: „Geht denn Ihr Kollege gar nicht ins Theater?“ — B.: „Nur, wenn Trauerspiele gegeben werden; der arme Mensch hat nämlich einen so großen Mund, daß er sich zu Tode schämt, wenn er mal lachen muß!“

Galant. Mann (mittags): „An der neuen Köchin haben wir eine gute Acquisition gemacht; das Mittagessen ist vorzüglich!“ — Frau: „Ich habe ihr heute geholfen!“ — Mann: „Trotzdem!“

Das Fahnenschwenken. Im 17. und 18. Jahrhundert paradierten bei Schützen- und Gesellenumzügen neben den unvermeidlichen Hanswürsten auch Fahnenschwenker. Diese hatten eine Fahne mit kurzem, am Ende mit Blei ausgegossenen Stocke und langem Tuche, mit der sie allerlei Kunststücke vollführten. Sie warfen dieselbe in die Höhe und fingen sie geschickt wieder auf, machten mit ihr allerlei Schwenkungen und kreisförmige Bewegungen, wobei sie einen Degen in der anderen Hand hielten, und drückten, nachdem sie die Fahne in die Luft geschleudert hatten, zwei Pistolen, mit jeder Hand eine, ab. Dieses Fahnenschwingen übten namentlich die Wiener Bäckergesellen, die sich rühmten, bei der Belagerung Wiens 1683 auf das Arbeiten an einer türkischen Mine aufmerksam gemacht zu haben, worauf ihnen das Privilegium des Fahnenschwingens vom Kaiser selbst erteilt worden sei. Doch übten diesen Brauch nicht nur sie, sondern auch die Bäckergesellen Erfurts, Dresdens, Leipzigs, Hamburgs und anderer Städte. D.

Das Stärken der Wäsche. Es war während der Regierung Elisabeths von England (1558—1603), als zuerst das Kammertuch, ein feines Baumwollgewebe aus Cambrai (daher auch Cambric genannt) die feine holländische Leinwand zu verdrängen begann. Aber als die Königin die ersten Spitzen und Kragen aus diesem Gewebe getragen hatte, war niemand da, der sie aufs neue zu stärken verstand und man mußte sie eigens zu diesem Zwecke nach Holland schicken. Später ließ sich dann die Königin eine Holländerin nach London kommen, die die Wäsche der Königin und der Hofdamen zu stärken hatte. Als aber die Holländerin den Leibkutscher der Königin, Guillan, heiratete, wurde die Frau eines flamländischen Ritters, Frau Dingham van den Plasse, zur Hofstärkerin ernannt, und sie eröffnete bald darauf eine Schule, worin das Stärken der Wäsche gelehrt wurde. Es gehörte jetzt zur Ausbildung einer vornehmen Dame, Wäsche richtig stärken zu können und die vornehmsten Familien sandten ihre Töchter zur Frau Plasse in die Stärkschule. Das Lehrgeld war der wichtigen Kunst gemäß außerordentlich hoch, denn für einen vollen Stärkekursus nahm sie nicht weniger als 5 £ und 20 Schilling kostete es außerdem, zu lernen, wie die Stärke richtig zu kochen sei. Für jene Zeit eine gar große Summe. Man pflegte die Stärke mit Saffran gelb oder creme zu färben, aber als die Mörderin des Sir Thomas Overbury, eine Frau Turner, hingerichtet wurde und sie auf dem Wege zum Schaffot Kragen und Spitzen trug, die in wunderschöner Cremefarbe gestärkt waren, machte dieser Umstand der Mode der cremefarbigen Halskrausen auf einmal ein Ende und von jetzt an wurden sie nur weiß getragen. Stj.



Gewöhnliches Beefsteak. Man wählt hiezu ein zartes, saftiges, doch derbes Stück Rindfleisch, am besten aus der Oberschale, schneidet die Sehnen aus dem Fleisch und hackt es ganz fein, oder schabt es mit einem Blechlöffel, was feiner ist. Es müssen alle Sehnen zurückbleiben. Sodann thut man ein Stück feingewiegten Rindsnierentalg oder Rindermark, einen abgebrannten Teig, aus 50 Gramm Butter, 33 Gramm geriebener Semmel, einem ganzen Ei und einem Eßlöffel Milch bestehend, hinzu, ferner fügt man Salz, Pfeffer und Mostrich daran, vereinigt durch tüchtiges Rühren die ganze Masse, formt davon fingerdicke Beefsteaks und bratet sie kurz vor dem Anrichten in brauner Butter mit Zwiebeln ab. Bis zum Braten legt man sie aufeinander, damit sie frisch bleiben.

Carbolineum ist zwar ein sehr vorzügliches Mittel zur Konservierung des Holzes, darf aber, weil es lebende Pflanzen sicher tötet, niemals zum Anstrich von Frühbeetrahmen, Pflanzenkästen, Spalieren, Baumpfählen und ähnlichen Gegenständen, welche mit lebenden Gewächsen in Berührung kommen, verwendet werden.

Zum Schutze der Goldfische und Salamander. Ein Hauptgrund des frühen Absterbens ist der Umstand, daß diese Tiere meistens zu sehr der Sonne ausgesetzt werden. Durch längere Einwirkung der Sonne ist das Wasser so erwärmt, als habe es 1/4 Stunde lang auf dem warmen Ofen gestanden. Daß hierbei die Tierchen zu Grunde gehen müssen, wird jedem einleuchten. In Behältern, wo sich der Salamander nicht abwechselnd aus dem Wasser erheben und außer demselben ruhen kann, geht er bald zu Grunde. Stets sollte in solchen Behältern ein größerer, rauher Stein liegen, von dem ein Teil über dem Wasserspiegel hervorragt. Goldfischen und Salamandern in Behältern sind jeden Tag etwas Brotkrumen, Ameiseneier oder ganz kleine Erdwürmchen zu verabreichen und in Ermangelung derselben einige, etwa linsengroße Abschnittchen von rohem Fleisch.

Italienischer Salat. Man schneide folgendes in Streifen: 1) gebratenes Kalbs-Fricandeau, 2) geschälte saure Gurken, 3) nicht geschälte, kleine Pfeffergurken, 1/4 Pfund gekochten Schinken, einen 12 Stunden lang gewässerten Häring und einen abgekochten, 2—3 Pfund schweren Karpfen. Dies alles rührt man in eine Mayonnaise aus 2 hartgekochten, durch ein Haarsieb gestrichenen Eidottern, einem rohen Ei, einem Theelöffel Salz, 1/4—3/8 Liter Provenceröl und so viel Estragonessig, daß es gut schmeckt. Man richte es bergförmig auf einer Schüssel an und putze den Salat mit 1/4 Pfund gerollten Sardellen, Perlzwiebeln, Pfeffergurken, Cervelatwurst ꝛc. Der Salat schmeckt sehr fein, was auch durch die sonst selten beliebte Zuthat der Karpfen bewirkt wird, deren Rogen und besonders deren Milch man natürlich hinzu thut.



	I		E		E	
	V		Y		O	
	A		K		R	
	A		A		T	
	R		S		O	
	T		V		N	
	A		E		L	

Ergänzungsaufgabe.

Die leeren Felder in vorstehender Figur sind so mit nachstehenden Buchstaben auszufüllen, daß in den wagerechten Reihen sieben Wörter von folgenden Bezeichnungen entstehen: 1) Eine Rosinenart. 2) Ein südfranzösisches Departement. 3) Eine Göttin der nordischen Mythologie. 4) Ein spanischer Staatsmann. 5) Ein französischer Staatsmann. 6) Ein belgischer Genremaler. 7) Ein italienischer Lyriker. Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnen die Buchstaben in der dritten Reihe, von oben nach unten gelesen, ein Königreich, in der fünften Reihe seine Hauptstadt. — Die zu verwendenden Buchstaben sind: 3 A, 3 B, 4 E, 1 G, 1 I, 2 L, 4 N, 1 R, 5 S, 1 Ü, 1 W, 2 Z. P. Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Logogriph.

Es ist mit **b** ein ernster Ort
Und dient mit **d** zum Messen;
Giebst du dafür ein **s** dem Wort,
Dann wird's vom Tier gegessen. —
Julius Falck.

Auflösung.

G O T H A
O R I O N
T I E C K
H O C K E
A N K E R

Rätsel.

Als Vogel ist's bekannt,
Wird es mit **E** genannt.
Nun setze **A** voran,
Zum Flüßchen wird es dann. —
Julius Falck.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Bilderrätsels: Dummheit straft sich selber.
Des Homonyms: Gießen. — Des Anagramms: Eisen, Meisen, Ameisen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.